

Krachen und Rauschen

Independent-Moderator Karsten Zinsik über Mutlosigkeit in der sächsischen Radiolandschaft, die tiefe Wirkmacht von DT 64 und seine 734 Sendungen „Blue Monday“

Die dienstälteste Radioshow Ostdeutschlands verabschiedet sich aus dem Äther: 25 Jahre hat Moderator Karsten Zinsik mit seiner Independent-Sendung „Blue Monday“ neue und alte Gitarrenmusik in allen Schräglagen gefeiert. Zu Spitzenzeiten Mitte der 90er lief „Blue Monday“ sachsenweit bei Radio Energy und galt als Kult – in den letzten Jahren wurde die Show nur noch beim freien Chemnitzer Sender „Radio T“ fortgeführt. Dort schaltet Zinsik am kommenden Montag 21 Uhr ein letztes Mal sein Mikro an. Tim Hofmann hat sich mit dem Moderator über eine Ära und ihr Ende unterhalten.

Freie Presse: Herr Zinsik, was ist das Faszinierende am Radio?

Karsten Zinsik: Es ist das Medium, das am meisten transportieren kann. Du kannst ganz unmittelbar reagieren, anders als beim Fernsehen, wo du gut aussehen musst, viele Leute brauchst und irre viel Technik. Verglichen damit ist Radio wahnsinnig schnell. Du kannst eine Nachricht, die man dir in die Hand drückt, sofort senden. Oder natürlich Musik. Wer sich für Musik interessiert, für den gibt es aus meiner Sicht nur das Radio. Fernsehen hat sich ja schon längst von der Musik in ihren Tiefen verabschiedet, selbst die Zeiten von MTV und Viva sind längst vorbei. Leider hat aber auch das Radio seit DT 64 stark abgebaut.

Dieser Sender war für sehr viele Jugendliche in der DDR von elementarer Bedeutung. War er für Sie der Grund, sich selbst hinter ein Mikrofon zu setzen?

Ja. Wir sind ja alle so aufgewachsen. Spätestens ab Herbst 1989 wurde es bei DT 64 richtig spannend. Man hatte in den Jahren zuvor ja schon gemerkt, wie sich dieser doch relativ rote Jugendfunk gewandelt und geöffnet hat. Plötzlich sind dort immer mehr Macher zur ursprünglichen Idee des Radios zurückgekehrt, plötzlich wollten sie interessante



Zum letzten Mal im blauen Licht: Moderator Karsten Zinsik im Studio von Radio T in Chemnitz.

FOTO: KRISTIN SCHMIDT

man sich dann auch selbst zusammenstellen. Eine Radiosendung macht Mühe, die muss kreativ sein. Und: Radio ist etwas, das im Moment passiert. Wenn man anschaltet und die Sendung hört, wird man gezwungen, sich mit dem Moderator auseinanderzusetzen, seinem Geschmack und seiner Idee, man muss sich auf eine Sendung einlassen wie auf ein Hörspiel oder einen Kinofilm. Ich will da nicht irgendeine Wiederholung haben, sondern das Liveereignis. Das ist heute eben nicht mehr verbreitet. Ich bin bei Radio T noch einer der ganz wenigen, die jede Sendung live machen. Das Meiste wird heutzutage vorproduziert, weil es sicherer ist. Aber dass nichts passieren kann, ist eben auch zweischneidig – es passiert dann auch nichts Spannendes mehr. Man versteht Spontaneität heute leider als Gefahr, nicht als Chance.

Hat es das Radio verlernt, dieses Besondere zu vermitteln?

Das ist 'ne gute Frage. Allerdings haben die Sender in Sachsen auch alles getan, um diese Entwicklung zu verschärfen. Dabei ist gutes Radio, das live funktioniert, gar nicht so weit weg, Radio Eins vom RBB etwa oder Radio Fritz. Diese Sender haben auch ein treues Publikum, weil die Hörer wissen, dass dort was passiert. Die spielen tagsüber auch keine experimentellen Sachen, aber eben erfrischende Popmusik. Nicht von ungefähr sind sächsische Bands wie Kraftklub oder Polarkreis 18 in Berlin bei Radio Fritz großgeworden – ohne den Sender hätten die nie ihre Plattenverträge bekommen. Dieses Anspruchsdenken gab es beim MDR nie, und auch bei Sachsens Privatradios ist es längst verschwunden. Dass die erste mediale Aufmerksamkeit für hiesige Künstler nicht aus Sachsen kommt, ist doch traurig.

Schwingt in Ihrem Abschied also auch etwas Verbitterung mit?

Vielleicht über die sächsische Radiolandschaft, die es über die Jahre

plötzlich wollten sie interessante Geschichten erzählen und wirklich spannende Musik spielen. Spätestens ab 1989 hat DT 64 das perfekt ausgelebt. Es gab nichts Anderes, es gab nichts Besseres, und das blieb dann so bis zur Abwicklung 1993, mit der ein großes Loch aufriss. Sicher, es gab ganz gute Parallelen im Westen; den Rias oder den SFB, wunderbare Sender. Aber die hatten nicht den Zugang zur Mentalität des Ostens. Deswegen hatte DT 64 diese Bedeutung für viele Leute, die Wende zu gestalten. Und deswegen habe ich 1991 auch die Möglichkeit ergriffen, dort als freier Mitarbeiter aktiv zu werden.

Braucht man für diese Art Radio ein Sendungsbewusstsein?

Musikalisch auf jeden Fall. Was mich angefixt hatte, während meines Studiums in Karl-Marx-Stadt, war die Begegnung mit AG Geige. Das war Anfang 1987, ein Konzert im Klub der Intelligenz. Diese Gruppe war eine optimale Selbstermächtigung, damit ging für mich das Phänomen der „Anderen Bands“ im Osten los. Das war ein unglaublicher Befreiungsschritt in der DDR: Die Leute verstanden, dass jeder einfach zur Gitarre greifen und selbst Musik machen kann, so nach dem Motto: Ich will diese Puhdys nicht mehr hören, die haben uns die ganze Jugend versaut mit ihrem vom Parteiapparat gesteuerten Kram. Musik nur mit Spielerlaubnis – schon die Idee ist dumm. Und ich fand: Alles, was jener Selbstermächtigung folgte, musste auch gespielt werden. Selbst noch das letzte Tape aus dem letzten Keller. Ich wollte einfach Teil dieser Bewegung sein.

So eine Art Ost-Version des britischen Radiomoderators John Peel, der in der BBC Untergrundkünstler wie Björk, David Bowie, Napalm Death, Nirvana oder Aphex Twin erstmals an die Öffentlichkeit brachte?

So ungefähr. So hat mich das Westzeit-Magazin ja auch mal bezeichnet, „John Peel des Ostens“. Es ging darum, spannende, unangepasste

Künstler zu entdecken und möglichst vielen Leuten zugänglich zu machen.

Wie ist aus diesem Ansinnen Ihre Sendung „Blue Monday“ geworden?

Nachdem 1993 bei DT 64 Schluss war, habe ich bei Radio Chemnitz angeheuert. Das war eigentlich alles andere als der Sender, zu dem ich wollte; ein komplettes Gegenprogramm zu DT 64: Totaler Mainstream, ohne Sendungsbewusstsein. Aber ich habe es geschafft, die Betreiber davon zu überzeugen, dass man auch mit abseitiger Musik verdienen kann. Das war das Einzige, was die interessiert hat. Ich konnte ein Chemnitzer Musikhaus gewinnen, die Sendung quasi zu sponsern. Tagsüber habe ich „normale“ Sachen moderiert, und mit „Blue Monday“ hat man mir quasi in meiner Freizeit eine kleine Lücke gelassen. Natürlich wollte ich damit freitags auf Sendung, aber man hat mir nur den Montag gegeben, den vermeintlich schlechtesten Sendeplatz. Also haben wir den „Montagsblues“ als Aufhänger genommen: Die Bands und die Fans, die von Freitag bis Sonntag in irgendwelchen Klubs und Sälen unterwegs waren, hatten da ein Tief, das war für sie quasi der „Tag der Nachwehen“. So kam dann der Name zustande. Dass es einen gleichnamigen New-Order-Hit gibt, war eine schöne Überschneidung.

Warum hat diese Idee von eigenwilligen Sparten-Sendungen in der sächsischen Radiolandschaft so wenig Raum gefunden?

Die Radioszene in Sachsen finde ich wirklich unterirdisch, und dass sie so ist, hat vor allem mit den politischen Akteuren zu tun, sie ist letztlich das Produkt eines konservativ mitte-rechts durchregierten Landes. Es sagt doch viel, dass selbst der Bayerische Rundfunk seit vielen Jahren wesentlich besser ist als der MDR.

Aber warum hat sich bei den Privatsendern das Formatradio-Prinzip nicht durchgesetzt?

Weil man es schlicht nicht verstan-

den hat. In den USA bedeutet Formatradio, dass es Sender für alle möglichen Stilrichtungen gibt, für Rock, Country, Hip-Hop, Pop oder Metal, die dann für ihre Fans in die Tiefe gehen. In Sachsen nennen sich Privatsender zwar oft Formatradio, aber sie dudeln dann alle die gleichen Sachen aus der Hitparade.

„Man versteht Spontaneität heute leider als Gefahr, nicht als Chance.“

Wie kommt das?

Weil man in den 90ern vor allem versucht hat, die größtmöglichen Anteile am Werbemarkt abzubekommen, und das in einer wirtschaftlich eher schwachen Gegend, wo das ein eher kleiner Kuchen ist, um dessen Verteilung man stritt. Also wurde von Marketing-Experten herumanalysiert, was die Volksmasse wohl am liebsten hören will. Da ist dann eben das rausgekommen, was wir heute haben. Das war nie auch nur im Ansatz von irgendeiner kulturellen Idee getrieben.

Wurde da nie der Blick auf die Konzertlandschaft gerichtet? Dort sieht man schließlich, dass die Masse eventuell musikalisch anders tickt: Die Leute kaufen teure Karten für Festivals, auf denen dann großteils Bands ge-

feiert werden, die hierzulande im Radio so gut wie nie stattfanden?

Dazu sind die Strukturen in den Sendern längst viel zu verkrustet. Die verantwortlichen Entscheider, meist bereits ältere Herren, waren einfach nicht mehr bereit oder in der Lage, sich neuen Ideen oder Ansätzen zu öffnen.

Ihre Sendung „Blue Monday“ war also eher ein Unfall?

In gewisser Weise war das schon mehr Glück als Verstand, dass ich die 1993 installieren konnte. Ich musste mich dafür auch verbiegen und etliche Kompromisse machen, ganz klar, zu den normalen Sendungen, die meine Arbeit waren, hatte ich die Lachklammer drin. Aber das war es mir wert, um dieses kleine Fenster zu bekommen.

Die Sendung hatte ja in der Szene einen enormen Stellenwert und galt als Gradmesser für Bands, die es lohnte, im Konzert anzuchecken. Wie lang hat es gedauert, dieses Renommee zu erarbeiten?

Das ging relativ schnell, drei, vier Sendungen vielleicht. Ich habe es gemacht wie Lutz Schramm bei seinem „Parocktikum“, habe die Playlisten meiner Sendungen einfach auf kleine Zettel kopiert und die dann bei Jan Kummer in Chemnitz in den Plattenladen „Kiox“ gelegt. Das hat ganz schnell Kreise gezogen. Wie hungrig die Leute darauf waren, habe ich vor allem daran gemerkt, das ganz schnell Liveklubs wie das Kraftwerk oder der B-Plan mit den Bands auf mich zukamen, die bei ihnen spielen sollten. Die konnten mit ihren Punk- oder Indie-rock-CDs ja schlecht zum MDR gehen. Damals geisterten viele Bandnamen ja nur durch Mundpropaganda herum. Die Fans waren also froh, dass es ein Fenster gab, wo man mal hören konnte: „Wie klingen die oder die denn überhaupt?“

Sie hatten mit Noiseworks Records damals auch das erste Indierock-Label des Ostens. Gab es keine Interessenskonflikte?

Das hat komischerweise keinen gestört, obwohl ich natürlich meine Bands in der Sendung gespielt habe. Allerdings war Noiseworks zu der Zeit auch eher nur Liebhaberei, das lief ja geschäftlich nicht besonders toll. Das war reiner Idealismus, da haben wir ja vor allem Geld versenkt. Erst Ende der 90er hatten wir dann mit Bands wie Monoland oder Lord Bishop gewissen Szene-Erfolg. Aber wir waren das erste Indie-Label der DDR, gegründet, noch im Sommer '89. Den Gewerbeschein habe ich quasi mit der Wende eingetragen und noch mit DDR-Mark bei der Stadt Karl-Marx-Stadt eingereicht.

1995 wurden Sie dann Senderleiter bei Radio Energy in Zwickau. War damals Ihre Bedingung für den Wechsel, „Blue Monday“ mitzunehmen?

Nein – die wollten mich ja unbedingt wegen dieser Sendung! Ich bin im Unfrieden von Radio Chemnitz weg, die künstlerischen Differenzen waren irgendwann nicht mehr zu überbrücken. Arno Köster, der damals Programmchef von Energy Sachsen war, hat mich über eine gemeinsame Bekannte von DT 64 kontaktiert und mir die Chef-Stelle in Zwickau sogar nur unter der Bedingung angeboten, dass ich einmal die Woche in Leipzig sachsenweit „Blue Monday“ mache. Das war ja genau das, was ich wollte. Da hieß es: „Spiel, was Du willst. Kann krachen, kann rauschen, völlig egal!“ Bis 1996 war Energy ein toller Sender, sehr offen für Sparten und progressiv, mit Visionen. Erst danach wurde dort ja alles zum Popchart-Radio umgebaut. Da hab ich dann gesagt: Ich steige aus! Lieber habe ich danach bei Radio T in Chemnitz weitergemacht.

Mit dem Internet hat sich auch für das Radio ein neues Format geöffnet, über das theoretisch jeder mit wenig Mitteln Sendungen gestalten kann. Warum hat sich das nicht durchgesetzt?

Weil dort schnell nur noch Playlisten abgespielt wurden, und die kann

nicht geschafft hat, eine gewisse Weltläufigkeit zu entwickeln. Aber für mich ist nach der Zeit die Idee auch irgendwie durch. Zu viele Hörer haben dem Radio komplett abgeschworen. Da mache ich nach 25 Jahren und 734 Sendungen lieber Schluss. Ich will es nicht zerrig werden lassen. Nicht, dass man mich irgendwann aus dem Sender raus trägt, so nach dem Motto: Ooch, guckt mal, der Opa ist wieder da mit seinen Schallplatten. Da fange ich lieber was Neues an: Gerade mache ich eine Ausbildung zum Brauer. Ich will mein eigenes Bier verbessern.

Was sind die wichtigsten sächsischen Bands, die Ihnen in Ihrer Karriere untergekommen sind?

Die AG Geige. Weil die so aberwitzig war, mehr eine Idee als eine Band. Think About Mutation aus Leipzig waren wegweisend. Und Die Art, auch aus Leipzig. Die Cosmic Comic Connection Cowboys, Die Freunde der Italienischen Oper und Dekadance aus Dresden. Playfellow aus Chemnitz. Und die Bands aus der Hohensteiner Ecke: Dirty Spoon, Might Sink Ships etwa oder Suralin.

Der Moderator

Karsten Zinsik wurde am 19. September 1965 im brandenburgischen Annahütte geboren. Sein Abitur machte er in Hoyerswerda, wo er auch erste musikalische Erfahrungen mit der Avantgarde-Punkband „Die Arroganten Sorben“ sammelte.

1986 begann er ein Physikstudium an der TU Karl-Marx-Stadt, das er 1991 mit einem Diplom abschloss. Während des Studiums gründete er in der Stadt das Label „Noiseworks Records“ und begann als freier Mitarbeiter beim Radiosender DT 64.

Seit 2000 arbeitet er hauptberuflich in einem Ingenieurbüro an der Planung von Autobahnanlagen. Er sammelt alte DDR-Studioteknik vom Fabrikat RFZ. Karsten Zinsik ist verheiratet, hat zwei Kinder und lebt in Chemnitz. |tm